

**Thomas Bach (Hrsg.):
Schelling in Rußland. Die frühen
naturphilosophischen Schriften
von Daniil Michajlovic Vellanskij
(1774-1847), Basilisken-Press
Marburg/Lahn 2005, 344 S. (64 €)**

Längst schon gilt der kleine Marburger Verlag des unermüdlichen Armin Geus unter den Liebhabern der wissenschaftshistorischen Kulturgeschichte als Insideradresse für das besondere Thema, für das Kunstvolle im Historienfluß der philosophischen und wissenschaftlichen Ideenwelt, kurz: für die Rosinen im Kuchen der ja kaum noch überschaubaren Spezialarbeiten zur Geschichte von Philosophie und Wissenschaft. Auch die vorliegende Arbeit zur Wirkungsgeschichte Schellings in Rußland gehört zu diesen Besonderheiten, wobei der größte Teil der hier bearbeiteten russischen Originalschriften erstmals ins Deutsche übersetzt worden ist. Wer die romantisch-naturphilosophische Literatur des einsetzenden 19. Jahrhunderts kennt, weiß um die Schwierigkeit eines solchen Vorhabens. Larisa Shumeiko, Thomas Bach und Siegfried Kratzsch ist es vorzüglich gelungen, einen lesbaren Text herzustellen, wengleich die spezielle Begrifflichkeit gerade dieses Kapitels naturphilosophischen Denkens (differente Totalität, tierischer Magnetismus, der dynamisch akzidentielle Prozeß etc.) vielleicht doch die eine oder andere Erläuterung durch Fußnoten oder ein kommentierendes Schlagwortverzeichnis verdient hätte. Das ist aber die einzige kritische Anmerkung, die der Rezensent mit Rücksicht darauf macht, daß neben dem Fachphilosophen gewiß Historiker verschiedenster Spezialrichtungen gern zu diesem Büchlein greifen werden.

Im Mittelpunkt der Abhandlung steht der in der ukrainischen Stadt Borzno im Gouvernement Cernigov geborene Arzt und Naturphilosoph Daniil Michajlovic Vellanskij (1774-1847). Aus einfachen Verhältnissen stammend, fiel er früh schon durch außergewöhnliche Begabung auf und wurde in das Kiewer Priesterseminar aufgenommen, um bald schon in St. Petersburg eine militärische Laufbahn einzuschlagen. 1796 ging er an die Medizinisch-Chirurgische

Schule am Zweiten Infanterie-Hospital in St. Petersburg und wurde 1802 vom Collegium medicum zum Auslandsstudium vorgeschlagen. Vellanskij begab sich zunächst nach Jena, wo Schelling und Steffens wirkten, und folgte 1803 Schelling nach Würzburg. Hier traf er mit Lorenz Oken zusammen, der ihn mindestens ebenso beeinflusste wie Schelling. Der deutschen Sprache vorzüglich mächtig (der Medizinunterricht in St. Petersburg erfolgte in deutscher Sprache!), mußte er bei der Abfassung seines auch in vorliegendem Bande im Mittelpunkt stehenden Hauptwerkes »Pro-lusion zur Medizin als Grundwissenschaft« (St. Petersburg 1805) zu guten Teilen selbst sprachschöpferisch tätig werden, um die Sprache Schellings mit der bis dato gewohnten russischen philosophischen Terminologie in Einklang zu bringen. Die Rückübertragung ins Deutsche durch Shumeiko und Bach stellt unter dieser Voraussetzung selbst eine eigene schöpferische Leistung dar, für die man angesichts der Lesbarkeit des Produktes nur den Hut ziehen kann.

Doch ein Daniil M. Vellanskij ist in der deutschen philosophiegeschichtlichen Literatur kaum bekannt. Die Recherchen von Thomas Bach förderten manche Überraschung zutage. So ist in der deutschen Ausgabe der Schelling-Biographie Arsenij Gulygas 1982 gerade das Kapitel über die russische Schellingrezeption weggelassen. Auch die neueste Schelling-Biographie von Xavier Tilliette (Stuttgart 2004) nennt ihn nicht, während er von Victor Terras in der Routledge Encyclopedia of Philosophy (London, New York 1998) als russischer Schellingianer Erwähnung findet. Ausführlich hat Alexandre Koyré bereits 1929 Vellanskij's Rolle innerhalb der russischen Philosophie abgehandelt, und 1980 legte Z. A. Kamenskij seine Betrachtungen zur russischen Geschichts- und Kunstphilosophie der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor, in denen Vellanskij's Verdienste auch auf jenen Erkenntnisfeldern gewürdigt wurden. Beide Schriften liegen jedoch eine ganze historische Epoche zurück; und die Einblicke in den »russischen Schellingismus« sind seither durch neuere Forschungen erheblich erweitert worden, so in dem 1998 von Vladimir Fedorovic Pustarnakov in St. Petersburg edierten Sammelband über die »Philosophie Schellings in Russland«. Doch

die neuere russische wie ukrainische philosophiehistorische Forschung gehört, soweit nicht ins Englische übertragen, nicht unbedingt zu den Rezeptionsgebieten hiesiger philosophischer Institutionen. So bildet, nach einem die Wirkungsgeschichte der Naturphilosophie Vellanskijs wie die Forschungslage zum Schellingismus in Rußland skizzierenden Vorwort Thomas Bachs, die von Larisa Shumeiko vorgelegte umfangreiche Darstellung von Leben und Werk Vellanskijs für den deutschen Leser fraglos die erste ausführliche Begegnung mit dieser vielseitigen und wirkungsmächtigen Denkerpersönlichkeit der russischen wie ukrainischen Geistesgeschichte, und sie stellt zugleich die erste ausführliche, auf neue Forschungen gegründete Lebens- und Werkanalyse Vellanskijs dar. Wer sich dann noch an der Originalität dieses spezifischen Schellingismus erfreuen will, lese neben dem Hauptwerk Vellanskijs, der Prolusion, noch dessen Dissertation, das Programm für den Physiologieunterricht an der St. Petersburger Medizinisch-Chirurgischen Akademie (Vellanskij zusammen mit Petr A. Zagorskij), das »Schema des Universums« in der Sicht Vellanskijs sowie einige ausgewählte Briefe Vellanskijs, unter anderem an seinen Förderer Fürst Vladimir Fedorovic Odoevskij, die in diesem Bande aufgenommen sind.

Vergleicht man die Wirkungsgeschichte des Schellingschen Werkes auf die Medizin in Deutschland mit der im damaligen Rußland, werden prinzipielle Übereinstimmungen, aber auch wichtige Unterschiede deutlich. Übereinstimmend ist wohl die auf Dauer ablehnende Haltung zu einer im Schellingschen Sinne anzugehenden Theorie- und Unterrichtsreform der Medizin und Naturwissenschaft. Über die anregende Rolle Schellings, aber auch Okens und Steffens auf die bestimmenden Geister der Zeit kann man kaum pauschal urteilen, sondern das zeigt sich eigentlich nur bei einem subtilen Vergleich der Gedankenentwicklung der damals führenden Mediziner, wenn sie ihren Übergang zu romantischen Positionen begründet haben wie zum Beispiel Johann Christian Reil, der allerdings entgegen der Behauptung im Buch (S. 7) zumindest in seiner vorromantischen Periode kein Vitalist gewesen ist. Daß hier noch eine ganze Menge zu erkunden ist, zumal der Ruf der Schellingschen

Naturphilosophie in der deutschen Philosophiegeschichte wie auch in der Geschichte von Naturwissenschaft und Medizin eine systematische Abwertung erfahren hat, muß dabei ausdrücklich hervorgehoben werden. Larisa Shumeiko konzentriert sich deshalb zu Recht auf eine Diskussion der damaligen Stimmen zu Vellanskijs und Schellings Naturphilosophie und überläßt ein endgültiges Urteil weiteren Forschungen. Die Unterschiede zur deutschen Romantik in Medizin und Naturwissenschaft müßten dort liegen, wo die deutschen Ärzte die Thematik der Sozialmedizin sowie die Frage nach der Natur seelischer Erkrankungen verstärkt in den Vordergrund gerückt haben, was mir aus der Lektüre der Schriften Vellanskijs nicht hervorzugehen scheint – weder in der Prolusion noch in den 25 philosophischen und medizinischen Thesen (S. 298-302). Übrigens hat Vellanskij die relative Wirkungslosigkeit seiner Überlegungen gelegentlich selbst so empfunden und seine Zweifel geäußert, ob es gelingen werde, die in der russischen wissenschaftlichen Kultur dominierende französische Philosophie zurückzudrängen.

Alles in allem eine sehr anregende Schrift – der Rezensent dankt für einen genüßlichen Nachmittag.

REINHARD MOCEK

Anne Applebaum:
Der Gulag, Goldmann Verlag
München 2005, 734 S. (14 €).

Vor gut zwei Jahren erregte Anne Applebaum mit ihrem Buch »Der Gulag« großes Aufsehen. Für die erste systematische Darstellung des sowjetischen Lager- und Zwangsarbeitersystems wurde die renommierte Journalistin 2004 mit dem Pulitzerpreis geehrt. »Der Gulag« ist jetzt auch als Taschenbuch erschienen.

Von 1929 bis zu Stalins Tod 1953 haben ungefähr 18 Millionen Menschen das Lagersystem durchlaufen. Neueste Schätzungen gehen dabei von bis zu 4,5 Millionen Opfern aus, die Hunger, Zwangsarbeit und sibirische Winter gefordert haben. Der westlichen Öffentlichkeit ist der »Gulag« (Glawnoje Uprawlenije Lagerj – Hauptverwaltung Lager) als System von

Straf- und Arbeitslagern, das sich über das gesamte Gebiet der ehemaligen Sowjetunion erstreckte, erstmals durch Alexander Solschenyzyins »Archipel Gulag« bekannt geworden.

Struktur, Organisation und Standorte des Gulag sind heute gut dokumentiert. Sie zeigen, dass Stalins System der Zwangsarbeit in unwirtschaftlichen Regionen zu einem eigenständigen Wirtschaftszweig wurde. Nur so war es möglich, Bodenschätze jenseits des Polarkreises zu fördern, den Eismeer-Kanal zu realisieren oder das Eisenbahnnetz nach Sibirien auszuweiten.

Anne Applebaum stand für ihre Recherchen erstmals die Archive der russischen Geheimdienste zur Verfügung, aus denen sie eine Unzahl an Dokumenten der Verwaltungen, aber auch der Lagerinsassen zitiert.

Sie unternimmt in ihrer Darstellung einen ebenso interessanten wie gelungenen Versuch. Zwei große Abschnitte zum Ursprung des Gulag (1917-1939) sowie zu Aufstieg und Fall des Lager-Industrie-Komplexes (1940-1986) umrahmen eine umfassende Darstellung des alltäglichen Lebens als Häftling und Wärter. Anne Applebaum rekonstruiert das Leben von der – häufig willkürlichen – Verhaftung, zeigt Vernehmung, Folter, Transport und schildert den Alltag in den meist sehr unwirtschaftlichen Lagern im eisigen Norden oder asiatischen Steppen.

Sie dokumentiert die Lagerverwaltung vor Ort, den jahrzehntelangen Kampf zwischen politischen Gefangenen und Kriminellen um die Vorherrschaft und zeigt außergewöhnliche Lager, in denen Techniker und Naturwissenschaftler im Dienst der sowjetischen Wissenschaft forschten.

Bei allem Wahnsinn (Hungersnöte, Epidemien oder Massenvergewaltigungen) in den Lagern herrschte fast so etwas wie Normalität. Beziehungen wurden geschlossen, Kinder – wenn auch unter menschenunwürdigen Bedingungen – geboren und aufgezogen, sogar kulturelles Leben existierte gar nicht so selten.

Spätestens mit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs und der konsequenten Umstellung auf Rüstungsproduktion hatte die Sowjetführung auch ein Interesse am Überleben der Häftlinge. Massenexekutionen, wie sie zur Zeit des Großen Terrors an der Tagesordnung waren, wurden seltener.

In den verschiedenen Epochen der sowjetischen Geschichte unterlag auch der Gulag stetigem Wandel. Stalin, Berija und später auch Andropow sahen hartes Durchgreifen gegen »staatsfeindliche Elemente« als unumgänglich an. Massenverhaftungen und regelmäßige »Säuberungen« des politischen Apparats waren die Folge, vor allem in den 30er Jahren in Kombination mit Schauprozessen und Exekutionen. Allerdings ging die ökonomische Bedeutung des chronisch defizitär wirtschaftenden Gulags stetig zurück. Stalins ehrgeizige Großprojekte wie der Weißmeer-Kanal, bei dem 300 000 Zwangsarbeiter ihr Leben verloren, waren nicht mehr zu finanzieren und wirtschaftlich unrentabel.

In den »Tauwetter«-Perioden unter Chruschtschow und Breschnew ging auch die Anzahl der Gefangenen deutlich zurück. Aber erst Gorbatschow erließ 1986 eine Generalamnestie für politische Gefangene, was nach fast 60 Jahren das Ende des Zwangssystems bedeutete. Anne Applebaum widmet der heutigen Bedeutung des Gulag einen eigenen Abschnitt. Während ihrer Recherchen stieß sie immer wieder auf eine Mauer des Schweigens. Nur einer kleinen Minderheit ist das Thema heute noch wichtig.

Lässt sich der Gulag mit anderen Unrechtsstrukturen des 20. Jahrhunderts vergleichen? Anne Applebaum ist skeptisch, sieht aber den zentralen Unterschied zum KZ-System des Nationalsozialismus darin, dass der Gulag als System zur Zwangsarbeit, nicht jedoch als Vernichtungslager konzipiert worden sei. Einschränkung stellt sie allerdings fest, dass es Phasen gab, in denen massenhaftes Sterben in den Lagern durch die Administration zumindest billigend in Kauf genommen wurde. Zu Recht stellt sie fest, dass der Historikerstreit bei der Bewertung nicht hilfreich ist.

Anne Applebaum ist ein ebenso beeindruckendes wie bedrückendes Buch gelungen. Ihre Bemühungen, das alltägliche Leben der Betroffenen zu ergründen, lassen die Geschichte menschlich werden. Wer sich für russische Zeitgeschichte oder Totalitarismus interessiert, kommt an »Der Gulag« nicht vorbei.

BERT GROSSE

Robert Foltin:
Und wir bewegen uns doch.
Soziale Bewegungen in Österreich,
Edition Grundrisse Wien 2004,
352 S. (18 €)

Robert Foltin stellt mit seinem Buch eine faktenreiche Geschichte der neuen sozialen Bewegungen in Österreich vor. Parallel dazu geht er auf die Ereignisse und Entwicklungen der *großen* österreichischen und internationalen Politik ein – soweit sie Auswirkungen auf die Entstehung, das Wirken oder den Zerfall der verschiedenen sozialen Bewegungen in Österreich hatten. Mit Definitionsfragen hält sich Foltin, der ausdrücklich keine akademische Arbeit liefern will, sympathischerweise nicht lange auf, er begreift die neuen sozialen Bewegungen als Produkt *und* als Ursache der Krise des fordistischen Modells: Durch die Expansion des staatlichen Sektors (der in Österreich noch größer ist als in der BRD), die Krise der patriarchalen Kleinfamilie und eine allgemeine kulturelle Liberalisierung wurden die Bedingungen für abweichende Lebensstile und Politikmodelle besser.

Foltins Blickwinkel wird dabei von seinem fast 30 Jahre währenden Aktivismus in der undogmatischen radikalen Linken geprägt. Folglich nehmen gesellschaftliche Konflikte, an denen diese Strömung der Linken aktiv(er) beteiligt war, einen größeren Raum ein als andere. Foltin referiert »1968«, die kommunistischen Gruppen, die Entstehung von Kinderläden und die Kämpfe um Wohnhäuser und politisch-kulturelle Zentren. An anderen Auseinandersetzungen außerhalb Wiens – etwa gegen das Atomkraftwerk in Zwentendorf oder das Wasserkraftwerk in Hainburg – beteiligten sich auch andere, gemäßigttere Strömungen. Das Buch hat jedoch eine gewisse geografische Schlagseite, finden doch die meisten der referierten Ereignisse in Wien statt, der Rest des Landes wird kaum berücksichtigt.

Die besonderen Bedingungen linker Politik in Österreich dürfen bei der Lektüre nie aus den Augen verloren werden: Die Arbeiterklasse war noch mehr verstaatlicht als in Deutschland, es gab eine absolut moskautreue Kommunistische Partei (die KPÖ), die Grünen

waren nur in den ersten ein, zwei (und nicht wie die Grünen in der BRD, die ersten neun, zehn) Jahre links. Geschichtspolitische Kontroversen, etwa zur Vergangenheit des Bundespräsidenten Waldheim, spielen und spielen in der politischen Linken eine Rolle. Die Nationalideologie begreift Österreich, das ja lange weder in der NATO noch in der Europäischen Union war, als erstes Opfer des Nationalsozialismus. So konnten unter dem Vorwand, man sei 1938 ja schließlich von Deutschland besetzt worden, die Zeit des aktiven und breiten nationalsozialistischen Mituns erfolgreich »bewältigt« werden.

Breiten Raum nehmen die Proteste gegen die schwarz-blaue Regierung im Jahre 2000 und die sogenannte Globalisierungsbewegung ein. Diese begreift Foltin in Anlehnung an Negri/Hardt als Multitude und knüpft große Hoffnungen an sie, da durch diese beiden Bewegungen eine gewisse Neubegründung linker Politik in formaler und inhaltlicher Hinsicht passiert sei. Eine Chronologie sowie ein nützliches Literatur- und Zeitschriftenverzeichnis schließen den Band ab, der insgesamt als ein gelungener Überblick bewertet werden kann, der die Leserinnen und Leser in die teilweise fremd anmutende, teilweise allzu bekannte kleine Welt der linken Opposition in einer postfaschistischen Gesellschaft führt.

BERND HÜTTNER

Dieter Kelp, Jürgen Widera:
Rheinhausen ist überall.
Kirche als Anwalt der kleinen
Leute, Neukirchener Verlagshaus
2005, 272 S. (14,90 €)

15000 Menschen, ein Walzwerk, ein Meer aus Gewerkschaftsfahnen. Auf der Bühne predigen Pfarrer den Brecht. Die Villa auf dem Hügel ist in Gefahr, »wenn die Hütte in der Ebene bedroht ist.« Weihnachten 1987: Das Krupp Stahlwerk in Rheinhausen soll geschlossen werden. Es folgt ein sechs Monate langer Arbeitskampf. Der Konflikt wird zum landesweiten Medienereignis. Rockstars, Schauspieler und Politiker solidarisieren sich. Die Breite der gesellschaftlichen Unterstützung erreicht ein nie gekanntes Ausmaß.

»Rheinhausen ist überall« stand damals auf den Transparenten und ist der Titel einer neu erschienenen Dokumentation, die den legendären Arbeitskampf aus heutiger Sicht noch einmal Revue passieren lässt. Die Autoren Jürgen Widera und Dieter Kelp sind evangelische Pfarrer. Pfarrer Kelp wurde bekannt, als er Anfang der 90er Jahre als Parteiloser für die PDS in den Bundestag einziehen sollte. Die Plakate waren schon gedruckt, aber dann wurde daraus doch nichts. Als gebürtiger Österreicher brauchte Kelp erst einmal einen deutschen Pass und das ging nicht so schnell. Später fuhren die Pfarrer Kelp und Widera mit vielen anderen Arbeitskämpfern u. a. zu den Kalikumpeln nach Bischofferode, um diese mit ihren Erfahrungen zu unterstützen. Davon hatten sie reichlich im Konflikt um den Erhalt des Rheinhauser Stahlwerkes sammeln können.

Damals in Rheinhausen konnte eine neue Bewegung beobachtet werden: Die Kirchen traten erstmals ganz deutlich an die Seite der Beschäftigten. Und sie taten dies mit ungewöhnlicher Parteilichkeit. Die Gemeinden und ihre Pastoren betrieben dabei keine Opferhilfe, kein Seelenstreicheln als Befriedungsstrategie, sondern ermutigten die Beschäftigten zur Gegenwehr. Der kirchliche Einsatz war für die Ausstrahlung des Arbeitskampfes von wesentlicher Bedeutung. Kein Wunder, dass die prominente Rolle der Pastoren Kritik herausforderte. Diese kam aus der Kirche, der Politik, aber auch von Gewerkschaftern. Große Teile des Betriebsrates konnten mit den »Pfaffen« zunächst wenig anfangen, und jene Funktionäre der IG Metall, die den Konflikt lieber ganz schnell runterfahren wollten, sahen sich in ihrem Vertretungsmonopol angegriffen. Kulturell und politisch ging vielen Akteuren die Situation völlig gegen den Strich.

In ihrem Buch lassen die beiden Pfarrer die Beteiligten zu Wort kommen. Es tritt eine bunte Truppe auf, die vom Manager über den CDU-Spitzenpolitiker bis zum ehemaligen DKP-Funktionär Norbert Arndt reicht. Da ist der damalige Bundesarbeitsminister Norbert Blüm, der seinerzeit stark angefeindet wurde und jetzt die Kirchen seinerseits dafür kritisiert, zu wenig systemkritisch, ja viel zu leise zu sein. Oder der ehemals starke Mann der NRW-SPD, Friedhelm Fahrtnmann. Er verur-

teilt noch heute barsch die Einmischung der Pastoren. »Sie haben für die Seligkeit der Menschen zu sorgen, für sonst nichts ... « Mit dem früheren NRW-Landesbezirksleiter Peter Gasse findet sich ein langjähriger IG Metall-Funktionär, der zugibt, dass man zu Beginn die Pfarrer als »Figuren ohne Verantwortung ... die ihre Show abzogen« ansah. Eine Einschätzung, so Gasse heute, die »grundfalsch« war.

Das Krupp Stahlwerk konnte nicht erhalten werden. Doch es gelang erstmals, einem Unternehmen Zusagen für die Ansiedlung von Ersatzarbeitsplätzen abzurufen. Und: Der Arbeitskampf in Rheinhausen hat einen Wandel bei Kirche und Gewerkschaft eingeleitet. Aus einem Bündnis, welches mit viel Misstrauen begann, wurde Freundschaft. In den Jahren nach Rheinhausen gab es keinen Arbeitskampf, keine Maifeier ohne die Pastoren des Kirchlichen Dienstes in der Arbeitswelt (KDA). Ein monatliches politisches Nachtgebet veranstalten seitdem die Vertrauenskörper der großen Stahlbetriebe gemeinsam mit KDA und KAB. Die IG Metall tagt in kirchlichen Räumen, man arbeitet in Sozialbündnissen zusammen, organisiert Seminare und Freizeiten. Rheinhausen war eine wegweisende Pionierleistung in Sachen Kooperation von Gewerkschaften mit der Zivilgesellschaft. Die damals gesammelten Erfahrungen können und sollten für heutige Problemstellungen nutzbar gemacht werden. Dazu leistet »Rheinhausen ist überall« einen wichtigen Beitrag, und es ist zudem ein wirklich amüsantes und kurzweiliges Lesevergnügen.

JURI HÄLKER

Klaus Müller:
Mikroökonomie – kritisch und praxisnah, mit Aufgaben, Klausuren und Lösungen,
GUC-Verlag Chemnitz 2004,
450 S. (24,95 €)

»Bobbys Heimtiercenter ermittelt die Nachfragefunktion für weibliche weiße Ratten mit $p = 21 - 1/3x$. Wieviel Ratten würden nachgefragt, wenn das niedliche Tierchen 10 € ko-

stet?« (S. 169) Die Antwort findet sich auf S. 388 und lautet: »33 Ratten«. – Dies ist eine typische Übungsaufgabe der Mikroökonomie. So oder so ähnlich sind sie alle formuliert. Die Lösung erhält man durch einfache oder partielle Differentiation, durch das Lösen verschiedener Gleichungen oder ganz einfach mittels einer Formel, die irgendwo im Text des Lehrbuches versteckt ist. Auch die Texte ähneln sich in ihrer Struktur und Anlage. Egal, ob man das Lehrbuch von Schumann, Stobbe, Woll, Varian, Böventer, Franke, Reiß, Wiese oder Mankiw zur Hand nimmt: Immer geht es um volkswirtschaftliche Grundbegriffe und fundamentale ökonomische Zusammenhänge, um die Theorie der Nachfrage der privaten Haushalte und des Güterangebots der Unternehmen, um Marktformen und Preisbildung, Wettbewerb, Monopol, Oligopol und Konkurrenz. Unterscheiden tun sie sich lediglich im Grad der Formalisierung ökonomischer Zusammenhänge und hinsichtlich ihres theoretischen Anspruchs, was letztlich aber auf dasselbe hinausläuft.

Anders jedoch das hier bereits in dritter Auflage vorliegende Lehrbuch des sächsischen Autors Klaus Müller. Es weist in Struktur und Inhalt einige Besonderheiten auf, auf die es sich lohnt, näher einzugehen. So ist es unter allen bekannten Lehrbüchern der Mikroökonomie wohl das einzige Werk, das neben den bekannten Großmeistern der klassischen und neoklassischen Ökonomie Smith, Marshall, Jevons, Samuelson usw. auch Theoretiker wie Marx und Ota Šik zitiert und worin selbst Viviane Forrester, Alfred Lemnitz, Günter Fabiunke, Herbert Meißner und Robert Kurz genannt werden. Ja, selbst Sahn Wagenknecht taucht in einer Fußnote auf. Neben *Handelsblatt*, *FAZ* und *Zeit* findet ganz selbstverständlich auch das *Neue Deutschland* als Quelle Erwähnung – ein Pluralismus, der ebenso ungewöhnlich wie abwegig anmutet, der eigentlich aber ganz normal sein sollte in unserer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft. Der Autor macht damit deutlich, daß er zwar gewillt ist, dem theoretischen Grundmodell des Mainstream zu folgen, dies aber nicht bis in alle Verästelungen und Fußnoten hinein und vor allem nicht unkritisch, wie zahlreiche Passagen des Buches belegen. Wodurch sich die vorliegende Ausarbeitung von ähnlichen Dar-

stellungen unterscheidet, ist vor allem »die kritische Sicht auf den Teil der Welt, den die mikroökonomische Lehre abzubilden versucht« und zugleich, wie das eingangs angeführte Beispiel zeigt, »eine gewisse heitere Distanz zur trockenen Ernsthaftigkeit, mit der in neoliberalen Vereinfachungen die ökonomische Wirklichkeit (v)erklärt wird«. So steht es jedenfalls im Vorwort.

Mit seiner Darstellung verfolgt der Autor darüber hinaus aber noch andere Ziele. So will er zeigen, daß das »neoliberale Projekt«, welches die theoretische Ökonomie »zu einer mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplin, ähnlich der Physik, genauer vielleicht der Mechanik oder Hydrodynamik, zu machen« versucht, zwangsläufig scheitern muß, denn komplexe sozialökonomische Systeme wie die Volkswirtschaft lassen sich nun mal nicht »mit einfachen algebraischen Formeln beschreiben«. Eigentlich bräuchte man dafür eine ganz andere Theorie. Da diese aber derzeit nicht verfügbar ist, muß man sich einstweilen an die Hauptthesen der offiziellen Lehre des Mainstream halten, »doch geschieht dies kritisch und in Konfrontation zur Realität«, betont Müller im Vorwort. Und er hält sich daran, ebenso wie an sein pluralistisches Grundverständnis der ökonomischen Theorie. Ausdruck dessen ist zum Beispiel, daß er an verschiedenen Stellen seines Buches theoretische Exkurse einfügt, die das Ziel haben, den Studierenden zu zeigen, wie bestimmte Fragen von verschiedenen Theorien durchaus unterschiedlich beantwortet werden. Entsprechende Übersichten, wie zum Beispiel auf S. 35 f., sollen den Lesern dabei den Zugang zu den einzelnen Theoriesträngen und das Verständnis bestimmter theoretischer Ansätze erleichtern. Als hilfreich erweisen sich dafür auch die theoriegeschichtlichen Exkurse im Text. So kann sich der interessierte Leser nach den ermüdenden Ausführungen über die Bestimmung der Grenzrate der Substitution als dem umgekehrten Verhältnis der Grenznutzen bestimmter Güter, dargestellt anhand von Harzer Käse und Ungarischer Salami (S. 116), bei der Erörterung einiger Überlegungen Thomas von Aquinos und Aristoteles' zum »gerechten Preis« erholen, bevor der Text mit der grenznutzenbestimmten Erklärung des Preises fortfährt und Indifferenzkurven und Budgetgerade die Aufmerksamkeit fesseln.

Die Kritik des Autors am Kapitalismus, am »reinen Modell« der Marktwirtschaft sowie an den wirtschaftspolitischen Fehlern der Gegenwart zieht sich durch das gesamte Buch hindurch. Sie findet sich sowohl explizit in entsprechenden Abschnitten (S. 80 ff., 130 ff., 266 ff.) als auch implizit, enthalten in distanzierenden Formulierungen, kritischen Fragestellungen und witzigen Beispielen und Übungsaufgaben. Wenn es aber stimmt, daß »die herrschende Lehre« die realistische sozialökonomische Analyse, die eigentlich angestrebt wird, durch »Glasperlenspiele« ersetzt und die »in einer hoch entwickelten mathematischen Geheimsprache konstruierte ›logische‹ Scheinwelt, in der das anonyme Marktgeschehen auf harmonischste Weise alle wirtschaftlichen Probleme lösen könne«, eine an Trivialität kaum zu überbietende Vorstellung ist, dann gilt dies in bestimmtem Maße auch für dieses Buch. Denn trotz seiner kritischen Diktion und seiner pluralistischen Form ist es Bestandteil der »herrschenden Lehre« und bedient sich – selbstredend – der formalen Darstellung. Der Unterschied zu ähnlichen Werken reduziert sich mithin auf den kritischen Akzent der Darstellung und den Grad der thematischen Abstraktion. Immerhin etwas, weshalb sich die Lektüre lohnt. Und dies keineswegs nur für Studenten der Ökonomie.

ULRICH BUSCH

Jürgen Meier:

»Eiszeit« in Deutschland

(Einsprüche 16),

Verlag Westfälisches Dampfboot

Münster 2005, 186 S. (15,90 €)

Jürgen Meier, freier Journalist, Autor von Rundfunk-, Film-, Zeitungs- und Zeitschriftenbeiträgen, unter anderem auch für dieses Blatt, steht ein breitgefächertes Instrumentarium zur Verfügung, um in den Tiefen der Gesellschaft die Tendenzen einer meist nicht gerade menschenfreundlichen Entwicklung aufzuspüren und freizulegen: Kapitalanalyse ebenso wie (Moral-)Philosophie, Sozialpsychologie ebenso wie Ästhetik und Kunsttheorie. Meier schert sich wenig um die Gebräuche im akademi-

schen Bereich, wo trotz aller postulierter Aufgeklärtheit vieles immer noch nebeneinander existiert oder aber postmodern durcheinandergerrührt wird. Meier kann mit seinen Instrumenten umgehen.

Dieses Mal hat er mit ihnen Hand an den deutschen Zustand angelegt: »Eiszeit« in Deutschland«. Meier interessieren die Beziehungen der Menschen untereinander in Zeiten bewußt herbeigeführten Gesellschaftszerfalls. Er untersucht das, was er »bürgerliche Moral« nennt, und diskutiert, wie weit die ohne Ethik auskommt. »Sprechen wir heute von der Arbeitsmoral, so stellen wir mit diesem Begriff lediglich fest, mit welchem Einsatz und Elan die Menschen ihre tägliche Arbeit verrichten. Wenn es erst allgemein Sitte geworden ist, dass Menschen in 1-Euro-Jobs arbeiten, Tarifverträge der Vergangenheit angehören, dann empfinden die Menschen, die von diesen Tatsachen nicht unmittelbar betroffen sind, diesen Zustand als völlig normal. Die Form der bürgerlichen Moral hat sich damit verändert, deren Devise lautet dann: Hauptsache Arbeit.« (S. 11 f.)

Im Abschnitt »Wer hat Angst vor Bürokraten?« behandelt er Karrieremechanismen, denen Politiker unterworfen sind – auch für linke Politiker nicht ganz unheikel. Meier versucht zu umreißen, wie der Politikerberuf bürokratisiert wurde und der Politiker aufgehört haben, als Citoyen ein eigenes politisches Programm zu verfolgen. »Der Citoyen scheint ein über der Gesellschaft schwebendes Wesen zu sein, dessen Aufgabe allein die Hinwendung des menschlichen Trachtens auf das ›Allgemeinwohl‹ (Gerhard Schröder) ist, das alle gesellschaftlichen Interessen miteinander zu versöhnen hat. Mit dem Hinweis auf das ›Allgemeinwohl‹ versucht der moderne Bürokrat den Schein eines ethischen Feldherren zu mimen, der aber nichts anderes tut, als die jeweilig herrschende Moral den herrschenden Markt- und Kapitalbedingungen anzupassen.« (S. 30)

Aber Meier sieht nicht nur Verfall und meidet auch wohltuend die linke Larmoyanz über die Schlechtigkeit der Welt. Statt dessen zeigt er nüchtern, wie spontan immer aufs Neue das Bedürfnis entsteht, Wege aus der sozialen Kälte zu finden.

JÖRN SCHÜTRUMPF